Schleichwegen ins Land gebracht werden soll, so mag man mit Recht für die Zukunft des Ländchens fürchten und deshalb sei nun auf die dunklen Seiten der Angelegenheit hingewiesen.

Vor wenigen Monaten noch war unser internationales Ansehen ein protziges Schlagwort, als es die Lösung von Oesterreich galt, wird heute unser finanzielles Parasitentum auf dem Geldsack eines schnöden Unternehmens etwa unser Ansehen heben? Vor Monaten war unsere finanzielle Abhängigkeit vom Zollvertrag als schlimmes Uebel gekennzeichnet, ist heute die wahrscheinlich viel tiefer gehende Abhängigkeit von der fremden Spielunternehmung etwa besser als der Zollvertrag? Wird der Einfluß möglicher stiller Schmiergelder für unsere staatliche innere Selbständigkeit günstiger sein, als die seinerzeitigen Beziehungen zu Oesterreich, die mit gar stolzen Worten angegriffen wurden? Werden die das Spielkasino besuchenden Damen und Herren, Lebewelt, Halbwelt, Prasser und Genießer und die ihnen zu bietenden nervenaufpeitschenden Vergnügungen und Pikanterien auf unser Völkchen ohne Einfluß bleiben? Sicher nicht, ich bin aber der Meinung, daß sich manche Gefahr vermindern oder ganz bannen ließe, wenn man sie nur rechtzeitig ins Auge faßt. Wenn das nicht geschieht, sind wir bald nicht mehr Herren im Lande, sondern die Knechte eines gefährlichen fremden Kapitals, das unsere wirtschaftlichen Verhältnisse beherrschen wird. Vor Monaten ist gegen unsere verhältnismäßig kleinen und harmlosen Kapitalisten im Stile ausländischer Sozialistenblätter geschrieben worden, heute schickt man sich bereits zum Kniefall an, um die Stiefel der kommenden Herren zu lecken. Ja, die Zeiten ändern sich und die „Oberrheinischen" ändern sich mit ihnen und schwimmen mit dem Strom. Der Weg ins gelobte Land zukünftiger staatlicher Wohlfahrt durch die Wüste mühsamer Arbeit scheint bei uns nicht mehr beliebt zu sein, deshalb muß das goldene Kalb her, wenn auch Moral und Religion zu Trümmern gehen, sowie seinerzeit die Gesetzestafeln Mosis.

Wenn ich auch die Schulbibel nicht ganz vergessen habe, so darf man mich deshalb nicht zu den Frommen und Klerikalen zählen, ich gehörte bis vor wenigen Tagen zu jenen, die glaubten, die finanziellen Vorteile seien überwiegend, die moralischen Gefahren aber zum gut Teil vermeidbar; bedenklich gemacht haben mich erst die Anwälte und Fürsprecher der Spielbank. Besonders gut gefällt mir die Androhung gesetzlicher Verfolgung, wenn man das Kind beim unschönen aber wahren Namen nennt. Ist das der Auftakt zu unserer demokratischen Freiheit? Es mag von einem ernsthaften Warner unvorsichtig gewesen sein, gegen die Volksabstimmung zu reden, aber sein Standpunkt ist reichlich begründet, wenn man die heutigen Verhältnisse bedenkt.

Nie hätte die Spielbank einen günstigeren Moment für ihr Angebot finden können, denn wir sind zu gut Teil an üppiges Geldverdienen gewöhnt, die sittlichen Bedenken über die Art des Geldverdienens sind sehr zerrüttet, zudem sind wir in wirtschaftlichen Nöten und an beredten Korahs fehlt es nicht, die den Dienst des goldenen Kalbes preisen, die Moral ist also wurmstichig und der Widerstand mürbe, wird das Volk nicht wie ein krankes Kind bei der Abstimmung statt bitterer Medizin die süßen Zuckerle wählen? Hat also der Warner in gewissem Sinne nicht recht, wenn er der Abstimmung entgegentritt? Wer ist jetzt der gutmeinende wahre Arzt für unser Volkswohl?

Mich stimmen heute weniger die Gefahren der Spielbank an und für sich bedenklich, ich fürchte heute mehr die Freunde der Spielbank und die allgemeine auch bei uns verbreitete moralische Wurmstichigkeit. Das zweite Schreiben des Spielunternehmens scheint mir geradezu darauf berechnet, den noch vorhandenen Bedenken Rechnung zu tragen und dem Volk Sand in die Augen zu streuen und ich bin der Meinung, es wird von den heimischen Spielbankfreunden veranlaßt worden sein. Die Unterdrückung des Wortes „Spielhölle" ist ein vortrefflicher Einfall zum gesetzlichen Schutz moralischer Hühneraugen und auch zur Beschönigung des Tun und Handelns der Spielbankfreunde.

Volk von Liechtenstein, sieh dich also vor und übersieh die Gefahren nicht, die dir drohen, wenn du dahin entscheiden willst, daß das Spielbankunternehmen als Hilfe in der Not ins Land kommen solle und baue aus scharfen und klaren Gesetzes- und Vertragsbedingungen für die fremde Unternehmung nicht ein zartes, für fromme Schäfchen bestimmtes Ställchen, sondern einen eisernen sicheren Löwenzwinger, der dich davor schützt, daß das durchaus nicht harmlose „goldene Kalb" dich eines Tages auffresse. Wenn du mir nicht glauben willst, daß das großkapitalistische Unternehmen etwas Gefährliches ist, das bekämpft und bewacht werden muß, so glaub es doch wenigstens der „Oberrheinischen", dort kann man in den ältern Nummern das Entsprechende nachlesen.

Ein Landsmann.

Landtagssitzungen vom 24. und 27. d. M. In der Landtagssitzung vom 24. Oktober kam das Lawenawerk-Projekt zur Verlesung und Debatte. Die Beschlußfassung wurde auf den 27. Oktober verschoben.

Ferner wurden zustimmend erledigt die einmalige Teuerungszulage für die Landes-Angestellten und die Gehaltsregulierung und Teuerungszulagen für die Lehrschwestern. Außerdem fand eine Besprechung statt über die Taggelder für die Mitglieder der landschäftlichen Kommissionen. Als letzter Punkt wurde beschlossen, das Land solle für jedes Kg. ausgeführten Lagerobstes 20 Heller Taxe einheben.

In der Sitzung vom 27. Oktober wurde die Erstellung des Lawenawerkes beschlossen (mit 13 gegen 2 Stimmen).

2. Punkt Branntwein-Abgabe: für 1—10 Hektol. Maische 2 Kr., bis zu 20 Hektol. 3 Kr. und darüber 4 Kr. Die Festsetzung der Branntwein-Ausfuhrgebühren wurde der f. Regierung überlassen.

3. Punkt: Ergänzung der Kommission für Viehverwertung. Als weitere Mitglieder wurden gewählt: Gaßner (Triesenberg), Hoop (Ruggell) und Büchel (Mauren).

Eingesandt. Ueber Anregung des Herrn Xaver Beck, Schäflewirt in Triesen, fand Sonntag den 26. Oktober eine Versammlung der liechtenst. Bauernschaft statt.

Die Versammlung war gut besucht. Xaver Beck eröffnete die Versammlung und sprach über die Notwendigkeit der Gründung eines Bauernvereines. In kurzen Worten führte Xaver Beck aus, daß die Bauern bis heute die Unterdrückten waren, daß nur sie die einzig Berufenen seien, durch Gründung eines Bauernvereines, Ruhe und Ordnung ins Land zu bringen.

Nach einiger Hin- und Herrede wurde dann die Gründung eines liechtenst. Bauernvereines beschlossen, ebenso wurde beschlossen, daß in jeder Gemeinde Montag abends ein 5gliediger Ausschuß gewählt werden solle, der die beantragte Forderung, daß das auszuführende Vieh nur gegen Franken abgegeben werde, bei der fürstlichen Regierung zu vertreten habe.

Herr Redakteur Gaßner, Triesenberg, formulierte diese Forderung ungefähr so, die fürstliche Regierung müsse sich binnen kurzer Frist entscheiden, ob sie das auszuführende Vieh um Franken übernehmen könne, anderufalls die Bauernschaft den Viehhandel eigenmächtig in die Hand nehme.

Dieser Antrag nimmt keine Rücksicht auf den Kompensationsverkehr, damit würde unsere Lebensmittelversorgung mehr als nur in Frage gestellt werden.

Das goldene Kalb. (Eingef.) Als Schulknaben lachten wir die Israeliten aus, weil sie um das goldene Kalb tanzten. Heute, da wir Männer geworden mit Charakter und Verstand, spielt man uns eine bezaubernde Musik auf, damit auch wir den Tanz beginnen rings herum um das goldene Kalb. Die Spielbanken, „das sind deine Götter, o Israel, die dich herausgeführt aus dem Lande Egypten", aus der Knechtschaft und dich, o Liechtenstein, hineinführen in ein Land, das von Straßenbahnen und Wasserleitungen fließt.

Die Israeliten haben sich, als Moses auf dem Berge Sinai war, ein Kalb aus den goldenen Ohren- und Fingerringen gegossen, es angebetet und ihm Opfer dargebracht. — Wir bringen dem goldenen Kalbe auch Opfer dar, aber wir sind schlechter als damals die Israeliten, denn die Israeliten opferten nur andere Kälber dem goldenen Kalb, wir jedoch opfern ihm — Menschenleben, Menschenherzen und Menschenglück! Ehre und Freiheit!

Zum Himmel auf Erden wird Liechtenstein werden, auf den andern Himmel, den uns Christus versprochen müssen wir freilich verzichten, denn er hat ihn nur denen versprochen, welche ihm nachfolgen. Ein Krematorium (Leichenverbrennungsofen) wird voraussichtlich in diesem merkwürdigen Liechtensteiner Himmel durchaus notwendig.

Staatsordnung. (Eingef.) Schämen müssen wir uns in Liechtenstein und im Ausland erst recht. Zweimal haben uns die Nachbarstaaten zur Ordnung gewiesen. Zum erstemal die Schweizer, indem sie dem Lande die Bedingung stellten, nur dann Lebensmittel zu liefern, wenn Ruhe und Ordnung im Lande gewahrt werde. Das zweite Mal wiesen uns die Vorarlberger zurecht wegen der Zollkomödie. Recht haben beide Nachbarn gehabt und schämen muß man sich, daß ländliche Bevölkerung nicht auf ihre eigenen, ruhigen und hochverdienten Männer hört, die zur Besonnenheit mahnten!

Nun wollen die Spielbanken herein und wir sollen durch ein Staatsgesetz schützen, was das Christentum verbietet!

Nur langsam, meine liebwerten Mitbürger! Vergessen wir den Herrgott nicht, der uns richten wird und zweitens vergessen wir unsere Nachbarn nicht! Diese haben Mittel uns den Brotkorb so hoch zu hängen als er gegenwärtig den Wienern hängt, obwohl diese Straßenbahnen, Autos, Wasserleitungen und gutgefaßte Donauufer haben.

Aber die Schweizer und Vorarberger dürfen ja auch nicht spielen wie wir Liechtensteiner, darum kann es ihnen gleichgültig sein, falls wir eine Spielbank ins Land nehmen? Meine werten Mitbürger, nicht nur die Graubündner, St. Galler und Vorarlberger werden den Weg in den Spielsaal finden, sondern auch ihr selber, viele Jünglinge und verheiratete Männer.

Einbürgerungsrecht. (Eing.) Ein Einbürgerungsrecht für Fremde ist in Liechtenstein eine Torheit, damit ist Liechtenstein verkauft. Denken wir zuerst an unsere Leute in der Fremde! Was fangen wir mit ihnen an, wenn sie zurückkehren? Macht die Grenzen wieder zu, damit draußen bleibt, was nicht liechtensteinisch denkt! Wenn ihr mit unserm Heimatrechte handeln wollt, so verkauft das ganze Ländchen auf einmal und dann wollen wir zusammen auswandern nach — Neuseeland! Wir wollen es „versteigern" an die meistbietende Gesellschaft! Krämer sind wir nun einmal und für Höheres nicht mehr zu begeistern.

„Nur das Einmaleins soll gelten,
Hebel, Walze, Rad und Hammer.
Alles andre öder Plunder
Flackre in der Feuerkammer!"

meint der Uhu in „Dreizehnlinden".

Gedankensplitter über die Spielbank. (Eingef.) Die Veröffentlichung der Eingaben zur Bewerbung der Konzession für eine Spielbank in unserer Zeitung war ein glücklicher Griff. Unser Volk mit seinem gesunden, kritischen Sinn, kann sich nun selbst ein Urteil bilden und wird bald finden, daß die Versprechungen der Gesellschaft durchaus nicht so glänzend sind, wie man vielfach vorgibt. Genau besehen, liegen die meisten im ureigensten Interesse der Gesellschaft selbst. Es will auch manchen bedünken, die Eingabe sei in unserem Lande entworfen worden und einige juridische Wendungen und Zweideutigkeiten erregen lebhaftes Bedenken.

Ja, ein Ueberkluger meinte sogar, das Projekt sei von langer Hand sorgfältig vorbereitet und unser Land sei zielbewußt in seine gegenwärtigen Schwierigkeiten hineingeführt worden, damit das Anerbieten dem Volke als der rettende Engel erscheine, der es aus der finanziellen Zwickmühle befreie und einer glänzenden Zukunft entgegen führe. — Sei dem wie ihm wolle. Es handelt sich diesmal um unsere Selbständigkeit, ja um die fernere Existenz unseres Landes.

Die Leistungen der Gesellschaft, deren Großzügigkeit ich durchaus nicht verkenne, sind in der Eingabe breit ausgeführt, während ihre Forderungen in kurzen Worten angegeben werden. Es heißt gleichsam nebenbei: Unwiderrufliche Konzession, Expropriationsrecht, Mitbestimmungsrecht, wo die Gesellschaft mitzahlt und Unabhängigkeit von der Behörde in dem Gebiete, welches die Gesellschaft näher bezeichnet. Es scheint geboten, daß diese bittere Pille klein hergestellt und gut überzuckert wird, damit sie das Volk leicht und rasch verschluckt.

Die unwiderrufliche Konzession erregt doch manche Bedenken. Ist sie sonst in Gegenseitigkeitsverträgen gebräuchlich? Wo bleibt da unsere Selbständigkeit in der Zukunft? Sind wir berechtigt, unsere Nachkommen derart zu belasten?

Ueber das Expropriationsrecht, welches hier an eine fremde Gesellschaft verliehen werden soll, ist schon manch beherzigenswertes Wort gesprochen und geschrieben worden. Es steht zwar zu erwarten, daß Männer, deren Voreltern in fremden Ländern in harter Gefangenschaft Jahrhunderte seufzten, die Expropriation und Expatriierung möglichst schonend betreiben; aber auf manche Hoffnung ist schon schwere Enttäuschung gefolgt.

Und noch auf eine Gefahr möchte ich hinweisen. Das Unternehmen zieht zahlreiche Lebemänner ins Land. Werden nicht die Mütter unserer Mädchen, wenn ihnen einst die Augen aufgehen, auch ausrufen: „Sollen wir seile Opfer für diese Lebemänner ernähren? Soll die Blüte des Landes diesen zweifelhaften Existenzen geopfert werden? Graut uns nicht vor dem Fluche der Verführten und Gefallenen, der über uns ausgestoßen wird, wenn uns längst die kühle Erde deckt?

Volk Liechtensteins! Laß dich nicht von den reichbezahlten Agenten dieser Gesellschaft betören, nicht in die Irre und ins Verderben führen! Wahre deine heiligsten Güter!

Die Schweiz, die Enterbte am Rhein.

Aus schweizerischen Verkehrskreisen wird geschrieben:

Wenn der Artikel 358 des Versailler Friedensvertrages tatsächlich verwirklicht wird und die Franzosen von dem ihnen eingeräumten Recht auf hydraulische Ausnützung der Rheinstrecke Basel-Straßburg nach den bisher bekannt gewordenen Projekten Gebrauch machen, dann ist die Schweiz tatsächlich am Rhein die Enterbte. Und nicht allein am Rhein wird sie ausgeschaltet, sondern sie wird auch der einzige europäische Binnenstaat sein, dem ein freier Zugang zum Weltmeere verwehrt bleibt, und zwar trotz der vielfachen Beteuerung, daß jeder Staat ein Anrecht auf einen freien Zugang zum Meere habe. Zwar will Frankreich der Schweiz dadurch entgegenkommen, daß es zwischen Straßburg und Basel oder nur zwischen Breisach und Basel einen Seitenkanal zum Strome erstellt, auf dem die Schiffahrt betrieben werden kann, aber in der Schweiz stehen sowohl die Interessenten wie auch die Behörden bis zum Bundesrat hinauf und die Schiffahrtsverbände auf dem Standpunkte, daß einzig der offene freie Strom eine entwicklungsfähige Wasserstraße sei und eine sich immer weiter entwickelnde Schiffahrt nach der Schweiz ermögliche.

Als im Jahre 1918 das Deutsche Reich mit seinen vielerwähnten Reichsprojekten am Oberrhein bekannt machte, daß es die Rheinstrecke Basel-Straßburg in den Dienst der hydraulischen Kraftausbeute zu stellen beabsichtige, da gab es in der Schweiz einen lauten Schrei der Entrüstung, vom Bodan bis zum Leman erschallte der Ruf, daß der Rhein frei bleiben müsse, und aus Frankreich tönte das Echo gleichlautend: Frei ist der Rhein und frei muß er bleiben. Aber die Deutschen machten mit ihren Projekten ernst, im Reichstag verwahrte sich Freiherr von Stein dagegen, daß die Schweiz ein Recht habe, sich auf die Rheinschiffahrtsakte von 1868 zu stützen, da sie nicht Signatarstaat sei; der Rheinschiffahrtsverband Konstanz stellte sich trotz dem eminenten Interesse der Bodenseegegend an einer freien Rheinschiffahrt bis zum Bodensee auf die Seite der Reichsprojekte am Oberrhein. Man sprach bereits von einzuleitenden diplomatischen Verhandlungen zwischen Deutschland und der Schweiz zur Behandlung der wichtigen Angelegenheit, als der Zusammenbruch Deutschlands erfolgte und der Sache eine andere Wendung gab. In Schiffahrtskreisen glaubte man anfänglich, es werde nun die Proklamierung der Internationalisierung des Rheinstromes gerade am lebhaftesten von dort aus betrieben werden, von wo stets der Ruf nach dem freien Rhein in den letzten zwei Jahren am lebhaftesten ertönte, von Frankreich aus, aber der Friedensvertrag gab der Sache wiederum die für die Schweiz so verhängnisvolle Wendung, denn Frankreich hatte seinen Willen durchgesetzt und sich nicht nur den deutschen Gedanken der Kraftausnützung zu eigen gemacht, sondern gedenkt ihn in einer Art und Weise zu verwirklichen, welche die Rheinschiffahrt unterbindet, Straßburg zum Endpunkt der Rheinschiffahrt macht und der Schweiz somit wie auch andern an der Rheinschiffahrt interessierten Staaten die vielfach proklamierte Internationalisierung des Stromes verwehrt. So stehen wir in der Schweiz wieder an demselben Wehr von Hindernissen und müssen die Schleuse suchen, die uns über sie hinweghilft. Die Parole „Kanalisierung oder Regulierung" ist nach wie vor an der Tagesordnung, aber nur sehr vereinzelt sind in der Schweiz die Stimmen, die sich für eine Kanalisierung aussprechen, die also der Ansicht sind, die Schiffahrt müsse auch auf einem Seitenkanal zur

---

Ellens Augen leuchteten vor Freude. „Ach, alles, alles, Lies, was ich dir zuliebe tun kann, werde ich tun! Ich habe mich so schrecklich geängstigt um den Jungen, die ganze Nacht kein Auge zugetan. Weil ich immer dachte, es sei durch meine Schuld etwas verfehlt gewesen."

„Aber Liebling, das ist doch Unsinn!"

Lies legte weich den Arm um die Schwester und küßte sie.

Ungeduldig drängte Ellen: „Na, los, was kann ich tun für dich?"

„Ja sieh mal, Schatz, ich werde die nächsten Tage noch schwerlich vom Jungen weg können; hätte auch gar keine Ruhe wo anders. Nun kennst du ja aber Knut. Der ist sofort traurig oder gar gekränkt, wenn man nicht immer bei ihm ist. Ich möchte ihm so schrecklich ungern weh tun. Aber sieh mal, Männer begreifen solche Sorge um ein kleines Kind einfach nicht. Und damit er sich nicht wundert über mein vieles Abwesendsein und nicht denkt, daß ich eine zimperliche Mutter bin — kannst du ihn nicht ein wenig ins Schlepptau nehmen, Ellen? Sieh mal, zu Hause hat er ja seine Arbeit, aber hier auf Urlaub ist er immer so hilflos und verlassen ohne mich. Vater und Fried haben den ganzen Tag auf dem Feld zu tun, die Mutter ihre Hauswirtschaft; da kann sich halt niemand so recht um ihn kümmern."

Ellen lachte und streichelte Lies' blasse Wangen. „Süße Lies, sorge dich nur auch nicht noch darum. Also der langen Rede kurzer Sinn ist, ich soll meinen teuren Schwager beschäftigen und von dir fernhalten, so lange der Prinz noch nicht auf dem Damm ist. Gut, machen wir! Obgleich es mein Schlimmstes ist, von Knut Geschichtsvorlesungen anhören zu müssen! Aber was tut man nicht alles seinem armen, sorgenvollen Schwesterchen zuliebe! Weißt du was, ich nagle ihn ans Klavier, da sitzt er stundenlang. Aber kann ich dich vorläufig nicht ablösen hier? Noch schläft ja alles im Haus, du siehst so übernächtigt aus, hast so tiefe Ränder unter den Augen. Geh, Schatz, leg dich ein bißchen aufs Ohr."

Aber das wollte Lies nicht, auf keinen Fall. Sie mußte bei der Wiege bleiben und wachen.

In Nilmer kamen und gingen die Tage. Die Sorge um ihren Jungen machte Lies noch lange zu schaffen. Jeden Abend hatte er erhöhte Temperatur und schrie so viel. Das mochte mit dem Zahnen zusammenhängen.

Ellen gab sich inzwischen redlich Mühe mit Knut. Stundenlang lief sie des Tages mit ihm spazieren in Wald und Feld, nur um ihn von Lies abzulenken, die er schon fast nervös gemacht hatte mit seinem ewigen „Kommst du nicht endlich, Lies?"

Abends aber, wenn die andern alle gemütlich im Wohnzimmer saßen oder draußen auf der von Pfeifenblatt umrankten Veranda, machten Knut und Ellen in der Gartenstube Musik.

Dann konnte es geschehen, daß sie beide, ganz versunken in ihr Spiel, nicht merkten, wie die Stunden verschwanden.

Bis in den späten Abend hörte Lies dann oben durch ihr offenes Fenster, wo sie träumend saß, um den Schlaf des Kleinen nebenan zu belauschen, das wundervoll harmonische Zusammenspiel von Geige und Klavier da unten im Gartenzimmer. Fast immer nur tiefe, große, klassische Musik. Diese machte ihr Herz dann so weich, daß es sie oft wie Sehnsucht überkam. Sehnsucht, sie? Lies Rainer? Die vom Schicksal verwöhnte, so reich Gesegnete? Wonach nur? Sie wußte es selber nicht.

Wenn dann über den wogenden, weiten Kornfeldern die Sonne unterging und die Dämmerung leise geschritten kam mit ihrem dunklen Mantel, wenn die blühenden Linden unter ihrem Fenster stärker dufteten als am Tag und die Sterne langsam emporstiegen am klaren Nachthimmel — war es Lies, als versänke mit der Sonne auch etwas in ihrem Leben — etwas Großes, Lichtes, Wunderbares — aber sie wußte nicht was — konnte sich nicht erklären, was das war.

Wie stark die Linden dufteten und wie weh die Geige da unten sang! Lies stand leise auf und schloß die Fenster. Daß nur ja keine kühle Nachtluft zu ihrem Kinde dränge! Dann schlich sie auf den Zehenspitzen durch die angelehnte Tür in das Nebenzimmer. Tief beugte sie sich über die Wiege. Wie fest und ruhig ihr Kind jetzt schlief! Gottlob! Sie konnte es wohl wagen, einen Augenblick fortzugehen. Hinüber zur Großmutter schlich sie, die, immer noch alt und gebrechlich, im Giebelstübchen hauste. Sie lag schon im Bett, die gefalteten Hände auf der Decke.

„Bist du's meine Lies? Ich wollte gerade das Licht löschen."

„Ja, Großmutter, ich habe dir noch nicht Gute Nacht gesagt."

„Was macht Ulli?"

„Danke, der Junge schläft. Ich denke, wir sind aus dem Gröbsten jetzt heraus."

Die alte Frau strich weich über die Hände ihrer Enkelin. „Arme Lies, du hast dich so geängstigt um ihn. Aber siehst du, Muttersorgen — schwerste Sorgen, Mutterfreuden — süßeste Freuden. Ich habe fünfe gehabt, Lies, ich kenne das. Und was macht Knut?"

„Er musiziert mit Ellen; ich bin so froh, daß er hier jemand hat, der etwas von Musik versteht. Ich bin leider so unmusikalisch."

„Ist ja auch nicht die Hauptsache, Kind. Aber sonst — bekommt ihm der Urlaub?"